

Susanna Schwager

Das halbe Leben

Junge Männer erzählen

Zeichnungen von Raoul Ris

WÖRTERSEH

Im Leben lief alles darauf hinaus,
die Dinge dazu zu bringen, zusammenzuhängen. –
Früher träumte ich insgeheim davon, ich könnte einmal
alles zusammenfügen, einen Schlusstrich ziehen.
Um am Ende sagen zu können: So war es, so ging es zu,
dies ist die ganze Geschichte. Doch das wäre
wider besseres Wissen. –
Es nicht besser zu wissen, ist eine gute Art, nicht aufzugeben.
Wüssten wir es besser, gäben wir auf.
Per Olov Enquist, »Ein anderes Leben«

Johnny, tu n'es pas un ange.
Ne crois pas que ça m'dérange ...
Aus einem Zigeunerlied

Für diesmal: Ein paar Worte vorab

Dieses Buch ist Teil eines grösseren Zusammenhangs. Nach den beiden Bänden »Das volle Leben« soll sich das Alter an der Jugend spiegeln, die Jugend das Alter unterwandern. Im Sinn trage ich »das ganze Leben« – Geschichten, die durch etwa hundert Jahre streuen.

Dieses Buch versammelt Momentaufnahmen, Wort-Bilder, aber keine Schnapp-Schüsse.

Dieses Buch ist nicht in Stein gemeisselt. Es gibt Leben und auch Gedanken wieder, die vergangen sind.

Dieses Buch ist nicht die Wahrheit. Es ist meine Wahrnehmung eines Menschen, der mir gegenüber sass und etwas von sich preisgab, indem er sich auf ein Gespräch einliess. Mit grosser Achtung vor der Offenheit und so getreu ich konnte, halte ich mich an den Wortlaut.

Dieses Buch ist nicht meine Meinung oder meine Sicht der Dinge. Es ist meine Sicht auf die erzählende Person und ihre Sicht der Dinge. Es ist nicht die Person und ihre Sicht der Dinge.

Dieses Buch ist unausgewogen. Es entstand möglichst zufällig.

Dieses Buch ist unvollständig. Es zeigt eine willkürliche Gruppe junger Männer, die – als einzige Vorgabe – unter vierzig waren zum Zeitpunkt des Gesprächs.

Dieses Buch hat möglichst wenig Konzept. Ich liess den Begegnungen den Verlauf, den sie nehmen wollten.

Dieses Buch ruht nicht auf Vorwissen. Mit einer Ausnahme kannte ich niemanden von den Gesprächspartnern persönlich. Ich wusste nichts oder fast nichts über sie.

Dieses Buch ist flüchtig. Die meisten Gespräche dauerten wenige Stunden eines Nachmittags.

Dieses Buch ist unkorrekt in vielen Varianten. Hochdeutsch ist schön und biegsam, aber es hätte für vieles nicht die richtigen Töne, nicht den richtigen Rhythmus gehabt. Es liess die Erzählenden, und mich, nicht nah genug an sich heran.

Dieses Buch birgt Geheimnisse. Weil nie alles gesagt werden kann und nicht alles gesagt werden soll.

Dieses Buch ist mir zu Herzen gegangen. Die Grosszügigkeit, das Vertrauen, der Humor und der Mut, mit denen die Befragten mich durch ihr privates Gelände führten, haben mich viel gelehrt.

Man meint so oft und weiss so wenig.

Susanna Schwager

**Alle Gespräche fanden zwischen Spätsommer 2010
und Frühling 2011 statt.**



Gabriel, 27

Velos im Korridor, mit zur Seite geneigten Vorderrädern, wie ruhende Kamele liegen sie da. Licht kommt aus einem Raum, in dem ein alter Stuhl und ein schöner Sessel einander gegenüberstehen, als warteten sie auf einer Bühne. Dazwischen ein Tischchen mit brennender Kerze, eine Schachtel Lækkerli, eine Karaffe Wasser. Rundherum Bücher (ein Meter Dürrenmatt), grosse Malkunst auf kleinen Karten, zum Beispiel eine Toteninsel und eine grandios beleuchtete Ruine. Am Türrahmen hängt das kleine Bild einer jungen Frau. Eine fleckige Erdkugel glüht. In der Küche wird Tee gekocht. Die Stadt brummt herein, und es riecht, als wäre gelüftet worden.

Als schreibend würde ich mich nicht bezeichnen. Glaub. Allenfalls tue ich manchmal so. Aber sehr gerne höre ich Geschichten von alten Leuten. Glaubst du wirklich, dass man das auch von Jungen lesen mag? Bevor du gekommen bist, habe ich mich schon ein bisschen gefragt – mich selber ein wenig befragt und überlegt, ob ich mich wohl hätte vorbereiten sollen? Ufzgi machen, Sachen aufschreiben? Und da dachte ich eben, dass das sicher schwieriger wird mit den Jungen als mit den Alten. Man schaut ja nicht zurück auf die Sachen, die vorbei sind, wenn man jung ist. Man ist zu sehr beschäftigt mit dem, was ständig neu auf einen zukommt. Oder mit dem, was kommen sollte. Also ich finde es spannend. Bi huere nervös aber – macht nüt. Da isch halt.

Ich bin jemand, der Lampenfieber hat. Oft. Aber manchmal auch nicht. Habe noch keine Regel gefunden, wann ich nervös bin und wann nicht. Vorher bin ich immer schrecklich nervös, aber wenn es anfängt, ist es dann sofort egal, das ist ja ein bekanntes Phänomen. Auf der Bühne fühle ich mich sicher. Weil – ich spiele. Ich bin schon mich selber, aber ich gebe nicht so viel preis von mir als Privatperson. Ich inszeniere mich. Meine Biografie dort vor die Leute werfen, das ist es nicht. Eigentlich ist die Bühne für mich eine Art geschützte Werkstatt. In der ich mich fast sicher fühle. Eigentlich fast sicherer als sonst im Leben. Hin und wieder. Vielleicht liegt es daran, dass ich etwas mache und aber schon vorher die Rollen ganz klar sind. Die Leute sind da und wollen mir zuhören. Also erzähle ich ihnen etwas. Ich formuliere mein Ding und kontrolliere dabei so ziemlich, was passiert.

Warum einer Sachen aufschreibt, weiss ich nicht. Eigentlich komisch. Grad vorgestern habe ich mich aus einem Bauchgefühl heraus am Literaturinstitut beworben – sicher nicht als Dozent, ist das dein Ernst? Als Student! Aus der Überlegung – vielleicht hilft das etwas gegen das Alleinsein. Jedenfalls musste man so ein Motivationsschreiben abgeben. Und das war verdammt schwierig! Ich mein, wie will man das verbalisieren, warum man schreibt. Warum singt man, warum malt man? Was einen treibt – soll man das wissen? Also ich weiss das nicht, das ist doch Businessplan-Schema-Zeugs. Sprache war für mich einfach immer sehr wichtig im Leben. Aber das tönt jetzt uhuere blöd. Steht das dann so simpel? – Gut, ich versprechs, ich versuche heute Nachmittag, die Sprache nicht zu domptieren, und rede einfach. Dann hast das Geschenk.

Also. Die Sprache war für mich immer sehr wichtig. Auch dort, wo ich aufgewachsen bin, war sie wichtig. Meine Mutter

war Journalistin. – Mein Vater auch. Beide Eltern waren schreibend. Aber aufgewachsen bin ich nur bei der Mutter, zu meinem Vater hatte ich praktisch gar keinen Kontakt. Aber trotzdem, es ging immer irgendwie um Sprache bei uns. Vielleicht geht es sowieso immer irgendwie um Sprache. Um Wörter. Um keine Wörter.

Meine Mutter – ich sage ihr heute noch Mami, ich finde das schön. Irgendwie zärtlich. Also mein Mami hat mir von sehr klein auf vorgelesen. Sie war ja voll berufstätig, halt alleinerziehend, und – relativ wenig daheim. Jeden Abend hatten wir dieses Ritual, wenn ich ins Bett ging. Wir haben zusammen gesungen und zusammen gebetet und dann las sie mir vor. Und – und – dieses Vorlesen war für mich sehr, sehr wichtig.

Ich habe gern mit ihr gebetet, aber ich bin nicht religiös. Ein wenig abergläubisch vielleicht. Ein Papierli-Katholik. Meine Mutter ist aber sehr katholisch aufgewachsen, in der Inner-schweiz. Sie gab mir immer ein gesegnetes Madönneli mit, wenn ich weit weg reiste. Das finde ich eigentlich etwas Wunderbares. Aber ein zu starker Glaube hat ja bekanntlich seine Schattenseiten. – Sie war die Tochter eines extrem religiösen, katholischen Gymnasiallehrers. Eine grosse Familie, sieben Kinder, und sie mussten ständig in die Kirche. Die Mutter erzählt, dass sie darunter litt. Sie sagt, die Kirche und alles drumherum kam immer zuerst und war weit wichtiger als die Familie. Es besetzte ihr Leben. Und überallüberall Sünden, alles immer voller Sünden. Aber ich muss einschränkend sagen, meine Mutter erzählt auch gerne Geschichten. Und eine dieser Geschichten ist, dass ihr Vater eben nie sehr physisch war, also es gab keine Berührung und schon gar keine Zärtlichkeiten mit ihm, niemals. Aber nach der Erstkommunion kam er zu ihr und sagte – Komm, gib mir eine Umarmung. Jetzt hast du ja den Heiland in dir. – Und in

dem Moment fand sie dann – Nein. Jetzt will ich auch nicht mehr.

Mit einundzwanzig ging meine Mutter nach Zürich, das waren dann grad so die Sechzigerjahre. Und wurde schwanger. Un-ehelich! Oder, das geht gar nicht! Katholische Vorzeigefamilie, Tochter des Gymilehrers, Vorbild für die Jugend – und dann das. Geht absolut gar nicht. Das war nicht ich, nein, meine ältere Schwester. Natürlich war das eine Katastrophe, sehrschwierig für meine Mutter. Und sie erzählt – das ist eine andere dieser Geschichten, an denen sie zu kauen hatte – dass ihr Vater dafür gesorgt habe, dass sie mit diesem Mann nicht zusammenkommen konnte. Weil er nicht katholisch war. Aber ich weiss nicht, ob das im Buch stehen soll. Es ist für die Mutter ein Lebensthema. Das mit den Männern, schwierig. Ich red jetzt einfach mal, dann schauen wir.

Mein eigener Vater heisst auch nicht wie ich. Das ist sochli komplizierter bei uns, wir heissen alle verschieden in der Familie. Weil die Mutter zwar dann einmal heiratete, aber das war auch nicht mein Vater. Sie mussten heiraten, weil Konkubinat illegal war, man konnte sonst nicht zusammenleben. Und dann liess sie sich wieder scheiden, behielt aber den Namen, weil man sie als Berufsfrau unter diesem Namen kannte. So blieb der Name, der Mann ging wieder. Meine Schwester und ich heissen beide nicht wie unsere Väter, und wir heissen auch nicht gleich. Und meine Mutter heisst auch noch mal anders, sie heisst wie ein Mann, mit dem sie nicht mehr zusammen ist. (lacht) Sochli multikulti.

Sie war in die Ostschweiz gezogen, hatte ein Riegelhäuschen in einem Dorf am Landesrand gekauft. Dort wohnte ich als kleines Kind. Ich bin Thurgauer, Aszendent Schaffhauser, sage ich immer. Fast eigentlich ein Einzelkind, ich kam erst, als meine

Schwester bereits auszog. Meine Schwester ist siebzehn Jahre älter als ich, fliegender Wechsel sozusagen. – Irgendwann vor kurzem realisierte ich zum ersten Mal – meine Mutter hat während achtunddreissig Jahren immer ein Kind erzogen, allein. Das erklärt vielleicht genauer, was man als Lebensthema meiner Mutter ansehen kann – es kam ein Mann, er ging. Und nach dem Mann kam ein Kind. Und das blieb dann.

Für mich war das alles sehrsehr normal. Ich bin einfach mit dem Mami aufgewachsen, und das war völlig in Ordnung so. Aber ich habe natürlich ständig mitbekommen, was es für sie hiess. Und dass sie darunter ziemlich stark litt. – Weil uns mein Vater halt verliess und so. Und man von ihm in den Zeitungen las. Ich hatte zwar kaum Kontakt, aber er war immer sochli präsent, auch in Erzählungen. Und halt meistens – als grosses Drama. Bis man selber denken kann, sieht man die Dinge meistens so, wie die Mutter sie sieht. Aber mittlerweile – habe ich sogar meine beiden anderen Schwestern kennengelernt, vor vier Jahren. Habe plötzlich noch zwei Halbschwestern bekommen, und das ist grossartig. Richtig wunderbar ist das!

Der Mutter blieb wirklich nichts erspart, kann man sagen. Als ich neun war, wurde sie sehr krank, ihre Nieren haben versagt, sind beide gestorben. Von dem Moment an musste sie ständig an die Dialyse nach Frauenfeld reisen, dreimal in der Woche. Jahrelang Blutwäsche machen. Das ist wahnsinnig anstrengend und sehr zeitaufwendig. Und darum konnte sie nicht mehr viel arbeiten, und darum mussten wir dann das schöne Häuschen verkaufen. Wieder eine Katastrophe für die Mutter, weil dieses eigene kleine Haus für sie sehr wichtig war. Meine Schwester half uns, wir zogen in eine Wohnung in ihrer Nähe, weil meine Mutter durch die Krankheit einfach völlig geschwächt war. Eigentlich konnte sie fast nicht mehr.

Meine Schwester ist eine extrem starke Frau. Mit siebzehn ist sie ausgezogen, hat einfach das Gymnasium abgebrochen und wurde Lastwagenchauffeuse. Dann hatte sie zwei Kinder, meine wunderbaren Nichten, die für mich sind wie Schwestern. Dann hütete sie eine Zeitlang auch noch mich. Dann liess sie sich scheiden. Dann holte sie die Matura nach und studierte Jus. Und jetzt hat sie eine Kaderstelle im Kanton Thurgau. Ich bewundere sie schon ein wenig. – Wie ich meine Mutter auch bewundere. – Eigentlich bin ich immer nur mit Frauen aufgewachsen, die Mutter, die Schwester, die Nichten, die Tante, sogar unser Hund war ein Weibchen. Vielleicht – fühle ich mich darum meistens ausgesprochen wohl mit Frauen. Für mich ist es – irgendwie natürlicher, mit Frauen zu sein. Vielleicht rede ich mir das nur ein. Aber ich kann besser mich selber sein unter Frauen. Ich weiss nicht – ob mich Männer – vielleicht verunsichern? Ich kann sie sicher weniger gut einschätzen. Inzwischen habe ich ja sehr gute Männerfreunde, auch mein bester Freund ist ein Mann. Aber meine allerallerbeste Freundin – eben, ist eine Freundin. Mit Frauen ist es für mich – entspannter. Vielleicht kenne ich ihre Codes besser. Wenn man dem so sagen kann. Wenn es die überhaupt gibt.

Unter Männern redet man weniger – man macht. Man lässt sich in Ruhe. Aber ich merke, dass ich mit diesem Sich-in-Ruhe-Lassen manchmal Probleme bekomme. Ich kann das nicht haben, wenn ich nicht weiss, was das Schweigen bedeutet. Also mich nervt das dann richtig, diese Schweigerei. Ich nehme es viel zu persönlich. Finde sofort irgendwie – also hee, ääh? – Ich hasse es, wenn etwas nur schwer in der Luft liegt. Und man dann merken darf – Aha. Der Schlüssel wurde jetzt sehr komisch hingeknallt. – Ich bin furchtbar sensibel auf solche Dinge. Und mit Leuten, die sich dessen nicht bewusst sind, komme ich schnell

durcheinander. Weil ich eben die Codes irgendwie interpretiere und sofort finde – Jawaischjetz?

Gelernt habe ich das – weil ich es wohl musste, Zeichen interpretieren. Ich war oft bei fremden Leuten untergebracht. Sehr häufig auch bei den Nachbarn, bei der Rös und beim Ernscht. Mittwoch war immer Rös-Tag, das war super. Die Rös war eine Hausfrau und der Ernscht ein Lagerist. Und an ein oder zwei Tagen war ich bei Kolleginnen der Mutter, halt immer sochli – bei anderen. Ich war auch relativ viel allein – schon, relativ viel. Ich wüsste aber nicht, dass mich das gestört hätte. Es war einfach normal. Mir war es als Kind eigentlich wohl, glaube ich. Es ist sogar eher so, dass es mir heute schnell zu viele Leute hat, zu viel Betrieb ist, ich kann nicht so gut dealen damit. Ausser, wenn ich auf der Bühne stehe, aber Publikum ist ja etwas anderes. Einerseits überfordert es mich, aber auf der anderen Seite habe ich es wahnsinnig gern, wenn viele Menschen um mich sind.

Das war schon so, als ich klein war, eine volle Hütte war das Grösste. Wir hatten immer ein relativ offenes Haus, also das Riegelhäuschen, und grad gegenüber wohnte der Hansjörg. Der Hansjörg war ein Maler, ein Flachmaler, und wenn der Feierabend hatte, stapfte er zuerst in unsere Küche. Die Tür war immer offen eigentlich, und man kam von draussen direkt in die Küche. Ich wusste, am Abend, da kommt der Hansjörg. Klopft, kommt rein, macht den Kühlschrank auf und schaut, was es hat, nimmt sich zum Beispiel ein Bier und hockt an den Tisch. Das war super, das fand ich sehr, sehr schön als Kind. Auch andere Nachbarn kamen, ständig hockte jemand am Tisch, und die blieben auch bis ganz spät. Sassen um unseren grossen Holztisch und plauderten. Und qualmten wie die Schlotte. Für mich war das Grossartigste. Meistens legte ich mich irgendwann zwischen dem Herd und dem Tisch auf den Boden und pennte dort ein. Weil,

das ist doch das Schönste, wenn man wegdämmert und hört, wie sie rundherum plaudern und lachen, da schläft es sich ganz leicht und einfach. Geborgenheit total. Das ist super, das war sehr schön.

Das Dorf war ein Bauerndorf, fünfhundertfünfzig Leute, man kannte sich. Ich konnte ziemlich früh lesen und schreiben, und meine Mutter fand natürlich, ein Jahr früher in die Schule sei angebracht. Sie fand – Mann, der muss einfach in die Schule, gut wie der schon ist. – Ich wollte auch in die Schule, weil nämlich mein bester Kumpel auch in die Schule kam. Aber das gab es natürlich nicht im Kanton Thurgau, dass da einer früher eingeschult wird. Es galt – Geburtsdatum, Stichtag, und dann wird in die Schule gegangen. Egal, ob noch ein Hosenscheisser oder schon ein Klugscheisser. Und der hier hat am 8. März Geburtstag, also geht er im Sommer in die Schule. – 8. März (lacht), Tag der Frauen, super Geburtstag. Dann musste ich also Abklärungen machen, mit irgendwelchen psychologischen Tanten. Und konnte tatsächlich ein Jahr früher gehen. Das war super. Aber auch – also – ich war ein Arschlochkind! Wirklich, ich glaube, wenn ich mich als Kind vor mir hätte – Was ist das für ein Saugooft! – Ich mein, man muss das vor sich sehen, auf den ersten Blick wie ein Engel, so mit langen strohblonden Löckli bis hierher. Winzling, ich war sehr klein und sah aus wie ein Maiteli. Und dann oben und unten je zwei spitze Eckzähne und dazwischen grosse Klappe – ein richtig kleiner Dracula, wenn ich den Mund aufmachte, weil die vordersten Zähne fehlten. Nicht aufs Maul gefallen, gar nicht.

Am ersten Schultag waren alle Eltern noch dabei. Und am zweiten, als die Eltern nicht mehr mitkamen, musste ich schon vor die Tür. Weil ich dreinredete. Und dann hiess es natürlich schnell – Ah klar. Natürlich. Das merkt man halt sofort. Einzel-

kind. Und der Vater fehlt! – Also die harte Hand. Das hiess es wirklich lange im Dorf – Man merkt bei dir, dass der Vater fehlt – das sagten zum Beispiel andere Väter, Bauern von nebenan. Und ich muss sagen, es hat schon etwas. Nicht das wegen dem Vater. Aber ich war wirklich nicht einfach als Kind. Hatte immer das letzte Wort und war sehr aufbrausend amigs. In der Schule hatten wir so Zweierbänke, wo man die Bücher darunter verstauen konnte, und einmal war ich so hässig auf die Lehrerin, dass ich aufgestanden bin und ihr die Bank vor die Füsse kippte und wegrannte. (lacht) Und sie hinter mir her, mehrere Runden durchs Klassenzimmer. Das haben sie mir vor kurzem an einer Klassenzusammenkunft erzählt. Ich nehme an, ich hätte nicht so Freude gehabt an mir, als Lehrperson. Es war grausam schwierig für mich zuzuhören, stillzusitzen, mich zu konzentrieren. Aber ich war gut in der Schule.

Wahrscheinlich würde ich heute ganz einfach mit Ritalin zugepumpt. Sie wollten mich dann auch in die Sonderschule tun, weil ich so frech war. Ich merkte das selber gar nicht. Es war mir nicht bewusst, dass ich frech war, es ging mir jedes Fingerspitzengefühl für bestimmte Situationen ab. Sicher habe ich gern sochli Seich gemacht, weil ich schnell herausfand, dass das Anerkennung gibt. Und ich fand das natürlich super, im Mittelpunkt zu sein. Und musste sicher Grenzen ausloten. Grässlich, so ein hypervorlauter Dreikäsehoch mit goldenen Löckchen. Und Einzelkind. Und ein Jahr jünger und kleiner. So ein kleiner Teufel bitzli.

Es wurde dann ziemlich schwierig mit der Schule. Nicht wegen der Lehrer, sondern weil es ein paar ältere Schüler gab, die Terror machten. Ich wurde nicht nur verprügelt – mehr Psychoterror, so eher seltsame Sachen. Es gab dreivier solche, Sadisten, die den Kleinen immer sagten – Log, jetzt rennst du so schnell

du kannst und springst dort über die Böschung. – Und man wusste, das macht ziemlich weh, aber man wusste auch, wenn man es nicht macht, dann wird man verprügelt. Und das tut auch weh, aber dazu kommt noch die Schmach. Also ist man gesprungen, wie ein Vollidiot. Das war schwierig. Interessant ist, man lernt dann Strategien, man lernt, damit umzugehen. Eine war für mich – wenn ich lustig bin und wenn ich ständig irgendwelche Geschichten erzähle, dann lassen sie mich in Ruhe. Oder wenn ich frech bin in der Schule und wenn ich Seich mache und die Lehrer blöd anmache, dann bekomme ich Punkte und meinen Platz, wo ich in Ruhe gelassen werde. Dann finden die das gut und quälen mich nicht. – Aber das tönt jetzt alles sehr dramatisch.

Doch, ich litt darunter. Sehr. Es war eigentlich recht schlimm. Ich hatte richtig Angst vor denen. Und auch vor dem, wozu sie mich wieder anstifteten. Es waren drei, die das mit den Kleinen machten, sie waren allen bekannt und konnten trotzdem ziemlich ungestört walten.

In der fünften Klasse war dann genug. Es passierte eigentlich nichts Schlimmes, es wurde ein Stein geworfen oder so, aber ich bin – bin dann abgehauen. In den Wald gerannt, mitten in der Unterrichtszeit. Und beschloss dort in meinem Versteck – Ich gehe nie mehr in die Schule und in das Dorf. – Das tönt jetzt vielleicht ein wenig – zu dramatisch. Jedenfalls nahm meine Schwester mich dann zu sich und meinen Nichten, sie wohnte in einem Dorf im Kanton Schaffhausen und hat das alles irgendwie geregelt. Das war wirklich super.

Eine eher schwierige Zeit war es sowieso. Die Mutter war so schwer krank und musste eben ständig an die Dialyse. Sie zog dann auch in dieses Dorf, und ich konnte wieder bei ihr wohnen. Irgendwann entschied sie sich, auf eine Transplantations-

liste zu gehen, das war ein gewaltiger Schritt. Sie war ja nicht mehr die Jüngste, so um die zweiundfünfzig. Jedenfalls kam ich eines Tages heim, und die Mutter war ja eh meistens nicht da, sondern am Schaffen oder im Spital. Und an dem Tag lag da so ein Zettel, ich solle sofort zu den Nachbarn gehen. Und die Nachbarin sagte – Dis Mami isch im Spital. Sie haben eine Niere gefunden! – Und ich so – Ah. Ja. Gut. – Das war überhaupt nicht – Uuuuuuhhhh! Super! – Sondern – Aha. Okay. – Kinder sind irgendwie hart ihm Nehmen. Ich weiss noch, dass dann alles sauschnell ging, weil diese Organe sterben schnell ohne Menschen, sie musste anscheinend richtig ins Spital rennen. Und dann – Stress. Am Anfang sah es ganz schlecht aus. Sie hat die Niere irgendwie abgestossen. Aber wieder – ich erinnere mich nicht, dass ich besonders Angst gehabt hätte. Jedenfalls nicht anders als sonst. Weil – diese Angst ums Mami, die war eigentlich immer da. Die hing immer im Raum.

Und dann kam die Nachricht, es geht jetzt viel besser. Und plötzlich hat die Niere angefangen zu funktionieren. (lacht) Und seit da läuft sie wie ein kleines Supermaschineli, fast wie ein Wunder, seit fünfzehn Jahren. Die Mutter sagt immer, das war ihre zweite Geburt. – Es war wirklich nicht einfach für sie, gopferteli.

Es gibt noch so eine Geschichte, die sie mir einmal erzählt hat. Oder nein – sie gab mir einen Brief, den sie mir vor langer Zeit einmal geschrieben hatte, aus einer Klinik in Davos. Dort schrieb sie mir diesen Abschiedsbrief, weil es ihr ganzganz schlecht ging. Der Arzt habe zu ihr gesagt, sie müsse wirklich damit rechnen, dass es nicht mehr werde. Vielleicht sei es besser, wenn sie schon mal anfang mit Adieusagen. – Naja. – Jedenfalls schrieb sie mir tatsächlich diesen Brief, aber am gleichen Abend telefonierten wir auch miteinander. Ich war da noch ein

kleiner Chnobli, vielleicht elf. Und sie sagt heute, dass ihr dieses Telefongespräch so viel – also irgendwie muss ich etwas Witziges gesagt haben, das ihr einen Kick gab – Kraft irgendwie. Jedenfalls sagten wir Ciao – und dann fing sie an, den Koffer zu packen. Eigentlich war sie total schwach und sehrsehr krank, aber sie packte selber den schweren Koffer, machte ihn zu – sie sagt, er sei wie von allein zugegangen – schleppte ihn runter und rief ihren Bruder an. Und der holte sie ab. Und sie kam heim und wurde gesund. Dieser Moment sei der Wendepunkt gewesen, sagt sie. In diesem kleinen Telefongespräch sei etwas über sie gekommen, und es wiederholte nur noch – Nein. Wenn du in dieser Klinik bleibst, stirbst du. Aber du stirbst nicht, fertig. – Klar, sie glaubt an solche Sachen, Wunder und so. – Ich weiss nicht, ob ich irgendetwas glaube. Ich mache mir nicht gross Gedanken darüber. Aber – abwegig ist es nicht.

Am neuen Ort wurde ich dann ein ziemlich guter Schüler. Also, selektiv gut. In den Sprachen sehr gut, der Rest solala. Die Schule war aber nicht im Dorf, das war die Kantonsschule in Schaffhausen. Es hiess immer, je weiter weg die Schüler wohnen, desto besser sind sie an den Prüfungen. Ich hatte tatsächlich ewig Zeit, im Bus zu lernen. Jeden Tag fünfzig Minuten hin, fünfzig zurück. Fffff. Ich kann diese Strecke heute noch im Schlaf auswendig, grauenhaft, ich kenne jeden einzelnen Baum. Und will hier laut sagen, ich hatte einen riesigen Hass gegen das Dorf Gächlingen. Weil, man muss sich vorstellen, da liegt die Schule. Und da bin ich zu Hause. Und der Bus fährt schön brav ein Kaff nach dem anderen ab. Man will nach Hause. Und dann plötzlich dreht er weg. Und fährt die läääängste Zeit da nach hinten, nach Gächlingen. Und alles wieder zurück auf die Hauptstrasse. Jedes Mal fünfzehn Minuten. Jeeedes Mal musste nach Gächlingen gefahren werden, eine ganze Viertelstunde hin-, eine Vier-